Punkt 16 Uhr haben die Eheleute Paula und Michael Gantner Tag für Tag eine verbindliche Verabredung: Sie treffen sich für eine Stunde zu ihren Teegesprächen. Von 17 bis 19 Uhr darf Michael dann an seinen Schreibtisch. Auf diese genaue Tagesstruktur hatte seine Frau bestanden, damit ihnen nicht die restlichen Tage ihres schon fortgeschrittenen Lebens unter den Fingern zerrinnen würden.

So sitzen sie jeden Tag um den kleinen runden Teetisch aus Kirschholz, die silberne Teekanne in der Mitte und die Teeschalen aus dünnem Porzellan vor sich. In dieser einen Stunde verlassen sie dann aber Raum und Zeit. Sie öffnen sie sich ihren Erinnerungen, dem anderen und der Welt.

Umso erstaunlicher ist es, dass ein Thema explizit ausgelassen werden soll: Philipp – der rebellische Sohn, zu dem es ihnen nie gelungen war, eine Beziehung aufzubauen und zu dem der Kontakt letztlich ganz verloren ging. Doch genau dieser schleicht sich immer wieder in ihre Gespräche ein und wird dabei das erste Mal von den eigenen Eltern erkannt und in Freiheit entlassen.

Dietrich Bächler, geb. 1929 in München, studierte Rechtswissenschaften in Tübingen und München. Von 1959 bis 1994 war er im Bayerischen Wissenschafts- und Kunstministerium tätig, zehn Jahre als Leiter der Universitätsabteilung, zuletzt als Leiter der Kunstabteilung. Seit seiner Pensionierung arbeitet er in der Direktion des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Von Dietrich Bächler sind außerdem lieferbar: »Der beamtete Korse«, Satirischer Roman (2000); »Anschlag auf Goethe«, Roman (2000); »Der Überflieger«, Roman (2003); »Ruhestand«, Roman (Allitera 2004) und »Engelsbotschaft«, Erzählungen (Allitera 2005).

Dietrich Bächler

Reden wir nicht über Philipp

Zwiegespräche

BUCH&media

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter
www.buchmedia.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Februar 2007
© 2007 Buch&media GmbH, München
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany · ISBN 978-3-86520-240-6

I

Ich war drei oder vier Jahre, als ich mich auf den Küchenbalkon stellte, der zum Hinterhof ging, und sang. Niemand hörte mir zu. Meine Mutter saß im Wohnzimmer, das zur Straßenseite ging. Es genügte mir, wenn ich mich selbst hörte.

Der Balkon war kahl, und ich stand neben einem grauen Abfalleimer aus Gusseisen. Aber ich sah auf den mächtigen Kastanienbaum, den einzigen Baum weit und breit, und ich sang in ihn hinein.

Nicht die Kinderlieder, die man mich im Kindergarten lehrte. Nein, ich sang, was aus mir herauskam, kräftige Töne, die ich mit sinnlosen Silben belegte. Manchmal klangen sie hell und herausfordernd, manchmal dunkel und klagend, wie mir eben zumute war.

Eines Tages sagte mir meine Mutter, die Nachbarin habe ihr von meinem Gesang erzählt. ›Er singt sehr schön, Ihr Bub‹, habe sie gesagt. ›Vielleicht wird er einmal Opernsänger‹. Ich schämte mich sehr, denn ich spürte, dass die Erwachsenen meinen Gesang nicht ernst nahmen. ›Ich kann nicht singen‹, sagte ich bockig. Aber gegen Abend, als ich sah, dass meine Mutter die Wohnzimmertüre geschlossen hatte, schlich ich wieder auf den Balkon und sang in den Kastanienbaum.«

Die alte Frau hatte ihrem Mann mit ironischem Lächeln zugehört. Als er eine Pause machte, um aus der Teetasse zu trinken, sagte sie: »Ich habe Singen von Kind an gehasst.« Dabei sah sie ihn herausfordernd an.

Sie saßen, wie jeden Tag, um den kleinen runden Teetisch aus Kirschholz, die silberne Teekanne in der Mitte und die Teeschalen aus dünnem Porzellan vor sich. Die Frau hatte noch ein Schälchen mit Teegebäck daneben stehen, in das er nur selten hinübergriff, immer gewärtig, dass sie ihn an die Diätvorschrif-

ten seines Arztes erinnerte. Da die Frau nach ihrer Provokation nicht sofort weitersprach, sah er eine Chance zu beschwichtigen.

»Gehasst ist doch wohl stark übertrieben«, sagte er. »Du hast nie gerne gesungen, würde ich sagen.«

»Nein, gehasst! Ich bestehe darauf.« Die Gelegenheit zu provozieren, belebte die Frau. Ihr sonst blasses Gesicht gewann Farbe und ihre meist stumpfen Augen leuchteten auf. »Singen ist etwas Schamloses«, fuhr sie fort. »Der Ton kommt direkt aus dem Körper. Besonders Frauenstimmen drängen sich auf, biedern sich an, gurren und locken. Nicht umsonst hat man sie früher durch Kastraten- oder Knabenstimmen ersetzt. Die hatten wenigstens nicht die Balz im Ton.

Kultivierte Musik bedient sich des Instruments. So habe ich das von Kind an empfunden. Das Instrument objektiviert, gibt dem Ausdruck Form, hebt ihn auf eine höhere Ebene. Die Blockflöte macht gewiss nicht viel her. Aber ich war froh, als ich ihr dünnes Pfeifen beherrschte, und niemand mehr verlangte, ich solle meinen Kehlkopf vorführen mit ›Alle meine Entchen‹ und der ›Vogelhochzeit‹. Wir sind doch keine Tiere, die auf ihr Muh und Mäh angewiesen sind.«

»Paula, jetzt geht dein Temperament wieder mit dir durch«, sagte der Mann und lachte kurz auf. »Aber das liebe ich ja an dir, dein Temperament, deine Spontaneität, deine Übertreibungen. Dazu kannst du keine piepsende Blockflöte brauchen. Das sprudelt nur so aus dir heraus, ungefiltert und ungehemmt.«

»Typisch Michael«, sagte die Frau. »So hast du es immer gemacht. Wenn du meinst, ich rede Quatsch, nennst du den Quatsch liebenswert, liebenswertes Temperament, und schon brauchst du mich nicht zu widerlegen und bist auf einer anderen Ebene. Früher hast du dem mit einem Kuss Nachdruck verliehen. Jetzt geht es auch ohne Nachdruck.«

Michael Gantner stand auf, ging um den kleinen Tisch, legte seinen Arm um seine Frau, und da sie ihren Kopf wegdrehte, küsste er sie auf ihr dünn gewordenes graues Haar, durch das er die Wärme ihrer Kopfhaut spürte.

»Es ist Zeit zur Arbeit«, sagte er dann mit einem Blick auf die Uhr. Seine Frau hatte darauf bestanden, jeder Tag müsse seine

genaue Struktur haben. ›Sonst zerrinnen die Tage zwischen den Fingern und es bleibt nichts, was man festhalten könnte.‹ Von 16–17 Uhr war Teestunde. Von 17–19 Uhr durfte er an seinem Schreibtisch sitzen. Er stand vor einer großen Panoramascheibe, durch die er in den Garten sah, auf das Rosenbeet und auf den Ahornbaum. Niemand zog in Zweifel, dass er arbeitete, wenn er am Schreibtisch saß, so wie niemand gezweifelt hatte, dass er arbeitete, solange er noch in die Kanzlei gegangen war. Er sagte, er schreibe an einer Biographie über Mörike. Seine Frau brachte zunächst den Einwand, er sei doch kein Germanist, sondern Jurist. Da läge es näher und sei wohl auch einträglicher, an einem Kommentar zu schreiben. Aber er sagte, ein neuer Lebensabschnitt fordere auch neue Initiativen. Am Alten mit geringerer Intensität weiterzustricken, mache müde und lustlos.

Auf Mörike war er gekommen, weil der in der Gestalt des Malers Nolten von seiner Kindheit Sympathisches berichtet: »Überhaupt preis ich den jungen Menschen glücklich, der, ohne träge oder dumm zu sein, hinter seinen Jahren, wie man so spricht, weit zurückbleibt; er trägt gewöhnlich einen ungemeinen Keim in sich, der nur durch die Umstände glücklich entwickelt werden muss … und dieses Brüten, wobei man nichts herauskommen sieht, das kein Stück gibt, ist die rechte Sammelzeit des eigentlichen inneren Menschen.«

So war es. Michael Gantner fand bei Mörike seine eigene Kindheit wieder. Brüten, wobei man nichts herauskommen sieht. Auch keine guten Zeugnisse, die er vorzeigen konnte, um Anerkennung und Lob zu ernten. Bei den Großeltern zum Beispiel.

»Brav und mittelmäßig, arg mittelmäßig«, hatte die Großmutter gesagt und durch ihre Hornbrille mit den dicken Gläsern spöttisch auf ihn herabgesehen. »Eine Zwei nur in Religion! Nun ja«, und nun schoss sie aus den Augenwinkeln einen Pfeil hinüber zu ihrem Ehemann, der die Pension eines Oberlehrers genoss. »Nun ja«, sagte sie »zum Volksschullehrer wird es schon noch reichen.«

Großvater belebte sich. Er gewann Farbe. Seine Glatze flammte auf zwischen dem weißen Haarkranz. »Lehren dürfen nur die

Besten. Nicht die Mittelmäßigen und Faulen«, rief er zornig und laut, so dass es auch Großmutter verstehen musste, obgleich sie unter Altersschwerhörigkeit litt.

Michael Gantner dachte damals, es müsse auch noch unterhalb des Volksschullehrers Berufe geben, in die er zur Not hineinpasste, und er begann wieder zu brüten, wobei nichts herauskam, nichts als Fantasie. In seiner Fantasie sprang er hoch, höher als alle anderen, schoss als Jagdflieger Flugzeuge des Gegners ab, torpedierte feindliche Schiffe, ohrfeigte den Stärksten der Klasse und spielte auf dem Klavier wie Edwin Fischer, obwohl er schon seit Tagen nicht mehr geübt hatte.

Tagträume. Am Schreibtisch durften sie noch sein, von 17–19 Uhr. Jedenfalls seit Michael Gantner den Broterwerb in der Anwaltskanzlei aufgegeben hatte und an Mörike arbeitete. Weit war er noch nicht gekommen. Nur Materialsammlungen, Exzerpte aus Büchern und Aufsätzen und das nur bis zu Mörikes Vikariat in Plattenhardt auf den Fildern mit der einfältigen Pfarrerstochter Luise im wohlseparierten Stübchen nebenan. Mörike hätte tagträumerisches Brüten nicht übel genommen. Mörike gewiss nicht.

Die Arbeit musste ja auch reichen für den Rest des Lebens. Jetzt war Michael Gantner 72. Er war fest davon überzeugt, seine Lebenskraft würde bis 85 reichen, genau bis 85, kein Jahr weiter. Sein Vater war 85 geworden und die beiden Großväter mütterlicher- und väterlicherseits ebenso. Er hatte also 13 Jahre Zeit für Mörike. Zeit genug, um tagträumerisch zu brüten. Sein Vater, pensionierter höherer Bahnbeamter, hatte in diesem Alter nur Zeitung gelesen, vormittags eine regionale, nachmittags eine überregionale und dazwischen ein Verdauungsspaziergang von einer Stunde. Wenn er je ins Tagträumen gekommen war, dann bei Erscheinen des neuen Kursbuches der Bundesbahn, in dem er mit dem Zeigefinger weite Strecken zurücklegte.

13 Jahre Mörike. Michael Gantner musste ja auch nicht jeden Tag an den Schreibtisch. Gestern zum Beispiel kamen die Enkel. »Die Enkel gehen vor«, das sagte auch seine Frau Paula. Sie seien etwas Lebendiges und der Dienst am Leben sei wichtiger als der Dienst am toten Mörike.

Von dem ältesten Buben seiner Tochter, dem viereinhalbjährigen Konrad, hatte er zunächst geglaubt, er könne werden wie er und Mörike: tagträumerisch brütend. Er redete wenig und stockend und zeigte manchmal ein besinnliches Lächeln. Aber dann kam der Winter und Konrad, damals dreieinhalb, wollte Rodeln. Er musste nicht, niemand zwang ihn. Er wollte rodeln, freiwillig.

Michael Gantner musste mit ihm losziehen, hinüber an den steilen Abhang, der vom Waldrand hinunterführte zu der Siedlung mit den gleichförmigen Reihenhäusern, in der auch sie wohnten.

Konrad meinte, der Opa solle mit ihm zusammen den Abhang hinuntersausen. Er vorne, der Opa hinten auf dem Schlitten.

Michael Gantner fürchtete die Geschwindigkeit. Schon als Kind konnte er es nicht verstehen, wenn seine Freunde berauscht waren von der Schnelligkeit, wenn es ihnen nicht rasch genug den Abhang hinuntergehen konnte. Er sann nach Möglichkeiten zu verlangsamen, um die Furcht in Wohlgefühl zu verwandeln. Seine Stiefelabsätze verloren mit jeder Abfahrt an Profil wie die Bremsbeläge eines jäh gezügelten Porsche.

Konrad sollte sich nicht fürchten. Er sollte sein Wohlgefühl teilen. Michael Gantner steuerte ihn vorsichtig den Hang hinunter, die Absätze fest gegen den hart gefrorenen Schnee gestemmt. Auch mied er Mulden und Hügel, damit der Schlitten keine Sprünge machte. Aber Konrad war nicht zufrieden. »Du musst die Füße auf die Kufen stellen, nicht auf den Boden«, belehrte er seinen Opa nach der ersten Fahrt. Der überwand seine Furcht, und als er den Schlitten ungebremst sausen ließ, jauchzte der kleine Konrad laut, und als es ihm nicht gelang, einen kleinen Hügel zu umfahren, und der Schlitten über die Schanze sprang, überschlug sich die Stimme des Jungen vor Begeisterung. »Du bist nicht wie ich und Mörike«, dachte Michael Gantner, als Konrad die Abfahrt »geil« fand und auf Wiederholung drängte.

»Der ist wie ich«, sagte Paula am nächsten Tag um 16 Uhr beim Tee. »Neben unserem Haus führte eine kleine steile Wohnstraße den Berg hinunter und mündete in die Hauptstraße. Das war unsere Rodelbahn. Es konnte uns nicht schnell genug gehen. Gebremst haben wir erst im letzten Moment vor der Einmündung

in die Hauptstraße. Wir rissen durch einseitigen Fußeinsatz den Schlitten herum, dass er quer stand und hielt. Ich konnte das nicht oft genug wiederholen und meine Backen glühten so sehr vor Begeisterung, dass ich die Eiseskälte nicht spürte, auch nicht an den starren Fingern, die die Zugschnur hielten.«

»Merkwürdig«, sagte Michael Gantner. »Beim Rodeln hättest du dich nicht in mich verliebt. Wie konntest du nur 45 Jahre meine Langsamkeit ertragen?«

»Vielleicht«, sagte sie, »weil die Langsamkeit zur Zärtlichkeit gehört. Aber jetzt solltest du doch an den Mörike gehen. Du schaffst ihn sonst nicht bis 85.«

II

Du erzählst viel von deiner Kindheit«, sagte Paula und schob ihre Teetasse zur Seite. »Aber du erzählst nichts von den Nazis. Du warst vier als sie an die Macht kamen und 16 als der Krieg zu Ende ging. Also müssen die Nazis doch deine Kindheit geprägt haben, so wie meine von der Nachkriegszeit geprägt wurde.«

»Was soll ich dazu sagen? Wenn du den Rahmen nimmst, in dem wir uns bewegten, der war braun. Wenn du den Inhalt nimmst, das gelebte Leben, es hatte wenig mit diesem Rahmen zu tun. Wir taten, was Kinder immer tun: Spielen, Sport treiben, schwimmen gehen im Sommer, rodeln und Ski fahren im Winter und wenn die Pubertät begann, nach den Mädchen schielen. 1938 war ich neun. Ich erinnere mich sehr gut daran, wie sie die Synagoge zerstörten, die neben unserer Schule stand. Abends zündeten SA-Männer sie an. Aber sie wollte nicht brennen. Am nächsten Morgen kamen Bauarbeiter, sprengten die Kuppel und zertrümmerten die Mauern mit der Abrissbirne. Die Trümmer lagen noch mehrere Tage herum, dazwischen Fetzen von Gebetsmänteln und Schriftrollen. Wir stöberten nach der Schule zwischen den Steinen und spielten Verstecken.

Heute finde ich es unbegreiflich, dass wir uns keine Gedanken gemacht haben über diese Vernichtung eines Gotteshauses, dass wir keine Fragen stellten. Zu Hause wurde vor uns Kindern nicht darüber gesprochen. Auch der Lehrer sagte nichts zu dem, was sich neben seiner Schule abspielte. Ich glaube, Kinder nehmen das Geschehen um sich herum als etwas Unabänderliches wahr und durchleuchten nur das in ihrem Bewusstsein, was ihrem Entwicklungsstand entspricht.«

»Aber Michael, die Judenverfolgung bestand doch nicht nur aus der Zerstörung von Synagogen. Die Juden waren geächtet, muss-

ten den gelben Stern an der Kleidung tragen, bekamen Berufsverbot, wurden in Vernichtungslager abtransportiert. Das kann dir doch selbst mit neun Jahren nicht alles entgangen sein.«

»Ich schäme mich fast zu sagen, doch, es ist mir entgangen. Vielleicht, weil meine Eltern nie davon sprachen. Die hatten wohl Angst, wir Kinder könnten solche Gespräche ausplaudern. In unserer Nachbarschaft wohnten keine Juden. Sie waren auch nicht unter unseren Bekannten und Freunden. Ich wurde daher nicht unmittelbar mit ihrem Schicksal konfrontiert. Oder doch?

In den ersten beiden Jahren der Grundschule hatten wir einen jüdischen Mitschüler in unserer Klasse. Ich weiß nur noch seinen Nachnamen: Seligmann. Der Vorname ist mir entfallen. Er hatte große dunkle Augen, ein blasses schmales Gesicht und leicht gelockte, dichte schwarze Haare. Er saß immer allein in einer Bank. Ob sich niemand zu ihm setzen wollte, oder ob der Lehrer es so angeordnet hatte, weiß ich nicht. Er hatte auch keinen Freund. Wir scheuten uns, ihm nahe zu kommen, weil wir spürten, es habe eine besondere Bewandtnis mit ihm. Nicht dass wir ihn beschimpft hätten oder gar geschlagen. Auch der Lehrer demütigte ihn nicht. Er stand einfach allein neben der Gemeinschaft. Er wurde nicht einbezogen in die Raufereien, bei denen es darum ging, wer der stärkste in der Klasse war. Niemand wäre es eingefallen, sich an ihm zu messen. Seine großen Augen sahen nie fröhlich aus, eher schwermütig. Ich hätte zu ihm hingehen, ihm meine Freundschaft anbieten sollen, zumal er mir sympathisch war. Ich tat, was die anderen taten, ich machte einen Bogen um den kleinen Seligmann. Nein Paula, ein Held war ich nicht. Da kann ich dir nichts Bemerkenswertes bieten.

Übrigens, nach Ostern, zu Beginn der dritten Klasse, kam er nicht mehr, der Schüler Seligmann. Es hieß, die Familie sei ausgewandert, nach England. Man vergaß ihn. Niemand saß mehr allein in einer Bank.«

»Ich sehe, Michael, ich habe nicht viel Glück, mit deiner Hilfe die Nazizeit zu bewältigen. Als 1939 der Krieg ausbrach, warst du zehn. Ich kam gerade auf die Welt. Mit zehn musst du doch wohl mitgekriegt haben, wie Hitler Polen überfiel. Oder hast du

da gerade mit Murmeln gespielt und daher nicht über den Straßenrand geguckt?«

»Mit deiner Ironie, Paula, bezweifelst du meine Ehrlichkeit. Aber ich bin so ehrlich, wie mein Gedächtnis es zulässt. Vom Schrecken des Krieges habe ich 1939 nichts begriffen. Wir Buben fanden es großartig, dass die deutschen Truppen, mit denen wir uns identifizierten, Polen erobert hatten, dass täglich Siegesmeldungen aus dem Radio tönten. Was das für die Besiegten, für das polnische Volk bedeutete, lag völlig außerhalb unserer Vorstellungswelt.

In der Familie wurde das Leben leichter, unbeschwerter, so merkwürdig das klingen mag. Mein Vater musste als Reserveoffizier schon am ersten Kriegstag zur Truppe, nicht an die Front, nein, irgendwohin, wo der Nachschub verwaltet wurde, als höherer Eisenbahnbeamter war er da ja kompetent. Sein harter, herrischer Schritt drohte nicht mehr vor dem Kinderzimmer. Du musst ihn dir nicht als prügelnden Tyrannen vorstellen. Er regierte uns autoritär, wie alle Väter damals. Nie begab er sich auf unsere Ebene. Nie spielte er mit uns. Er gab uns Befehle. Die Woche durch musste er von früh bis abends arbeiten, am Samstag noch bis zum Mittagessen; dann – nach einem kurzen Mittagsschlaf – begann es gefährlich zu werden. Wenn seine Schritte sich dem Kinderzimmer näherten und er mit hartem Griff die Türklinke niederdrückte, gab es zwei Möglichkeiten, entweder verspürte er Lust zu einem Spaziergang, auf dem ich ihn zu begleiten hatte, oder er gab mir Klavierunterricht. Beides bedrückte mich, lag mir wie ein Kartoffelsack auf der Brust. Der Klavierunterricht wog schwerer als der Spaziergang. Der Spaziergang war nur langweilig. Ich musste schweigend neben meinem Vater hertrotten, so wie andere Bürger ihren Hund neben sich haben. Immerhin wurde ich nicht an die Leine genommen. Ganz selten durchbrach mein Vater das Schweigen mit einer Frage. Immer wenn wir an ein Getreidefeld kamen, wollte er wissen, ob es sich um Weizen, Roggen oder Gerste handelte. Schon wenn ich von weitem ein Getreidefeld sah, setzte bei mir die Denkhemmung ein. Ich konnte die Sorten nicht mehr auseinanderhalten, was mir die Rüge eintrug: ›Dummkopf, kannst du dir gar nichts merken.‹ Mehr konnte nicht passieren.

Der Klavierunterricht war leidvoller. Mein Vater spielte selbst mit roher Treffsicherheit, ohne um Veredelung bemüht zu sein. Treffsicherheit, meinte er, könne er auch seinem Sohn beibringen. Dazu bedürfe es keines professionellen Klavierpädagogen, den man bezahlen muss. Aber ich konnte noch so oft eine Tonleiter üben, wenn mein Vater daneben saß, stolperte ich, traf ich Weiß statt Schwarz, f statt fis, und die schneidende Stimme attackierte von links: ›Fis! Kannst du nicht aufpassen! Nimm dich endlich zusammen!‹ Das wiederholte sich eine Stunde lang und wollte nicht enden.

Der Krieg löste alles. Niemand fragte mich mehr nach Getreidesorten und eine sanfte Klavierlehrerin löste den Krampf in meinen Fingern. Auch meine Mutter wirkte von Woche zu Woche freier, gelöster. Nie hatte ich bisher gehört, dass sie Klavier spielte oder gar sang. Sie hätte die Kritik, den Spott meines Vaters gefürchtet, die Herababwürdigung von ihm, der alles meinte besser zu können. Jetzt versuchte sie sich an einfachen Volksliedern, spielte sie auf dem Klavier, sang dazu mit immer klarer und fester werdender Stimme und ich improvisierte eine zweite, tiefere Stimme dazu.

Übrigens war meine Mutter keineswegs die Einzige, die der Krieg für einige Jahre emanzipierte, sie hatte Freundinnen, die genauso empfanden, oder genauer gesagt, sie bekam Freundinnen. Frauenfreundschaften entwickelten sich. Man tauschte sich aus, um leichter zu bewältigen, was man sich bisher nicht zugetraut hatte. Und mit den Müttern befreundeten sich auch die Kinder. Man organisierte gemeinsame Radausflüge und lebhaftes Plaudern und das Lachen von Frauen und Kindern traten anstelle des schweigsamen Spaziergangs neben dem Vater, dessen Fotografie in der Uniform eines Hauptmanns der Reserve nun wie ein fernes Denkmal auf dem wuchtigen Büffet in unserem Wohnzimmer stand.«

Da Michael Gantner beim Anblick des Hauptmanns der Reserve pausierte, fand es seine Frau an der Zeit, ihn zu unterbrechen.

»Du machst aus dem Krieg eine Idylle«, sagte sie, »ein Paradies für Frauen und Kinder. Man merkt, du liest zuviel in den Idyllen

des Eduard Mörike. Es fehlt nur noch, dass du erzählst, deiner Mutter sei 1939 das Stuttgarter Hutzelmännchen erschienen und habe ihr ein Laiblein Hutzelbrot gebracht, mit dem Versprechen, dass der Laib immer wieder nachwächst, soviel sie auch davon abschneidet, wenn sie nur ein ›Ränftlein fingerbreit‹ übrig behält, so dass ihr auf diese Weise den ganzen Krieg über nie habet hungern müssen.«

Michael Gantner vertrug den Spott seiner Frau nicht immer. Besonders hart kam er ihn aber an, wenn es um seine Mutter und Eduard Mörike ging.

So setzte er plötzlich seinen ›dichterischen Blick‹ auf, wie seine Frau dieses Phänomen bezeichnete. Er sah seine Frau nicht mehr, auch nicht die Teetassen und die kleine Vase mit den hellroten Moosröschen. Er verachtete die realen kleinen Dinge, über die seine Frau herrschte. Er blickte seherisch irgendwohin in eine neblige Ferne. »Mörike war kein Idylliker«, sagte er mit der Unverbindlichkeit des Verletzten. Dann stand er auf, um in sein Arbeitszimmer zu gehen, ohne sich um das Teegeschirr zu kümmern, das er sonst fast jeden Tag in die Küche trug. »Es ist bereits zehn nach fünf«, brummte er noch.

Dann saß er vor seinem Schreibtisch und sah durch die große Scheibe in den Garten, dessen Konturen im Dämmerlicht mehr und mehr verwischten. Er liebte diese Auflösung in die Nacht und er gab sich ihr besonders gerne hin, wenn er meinte, seine Frau habe seine Tagtüchtigkeit bezweifelt. Auch rechtfertigte er diese wehmütigen Tagträume mit der Notwendigkeit, Mörike und seinen Befindlichkeiten nahe zu sein. Wie sonst sollte er über ihn schreiben?

So memorierte er die Verse über die Reise zum Grab, mit denen Mörike »Mozart auf der Reise nach Prag« enden lässt:

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde,
Ein Rosenstrauch, wer sagt,
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
Denk es, o Seele,

Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen.
Zwei schwarze Rösslein weiden
Auf der Wiese.
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
Mit deiner Leiche,
Vielleicht, vielleicht noch eh'
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe?

Und ehe er versank in der Wehmut dieser Verse, dachte Michael an die Kunst, mit der sie gemacht waren. Die schlichte Weise, sie strömt nicht aus einem schlichten Gemüt. Sie ist kunstvoll Silbe für Silbe gebaut und gibt doch eine einfache Melodie, die nicht über ihre Bausteine stolpert. So müsste man der Sprache mächtig sein, dachte Michael. Dann könnte man Verletzung auflösen in Melodie.